

Gegen die Zeit fahren Eine ethnographische Vignette

Das Promotionsprojekt *Ausliefern* beschäftigt sich mit Fahrradbot:innen als urbanem Phänomen. Eingebettet in Perspektiven aus kulturwissenschaftlicher Stadt- und Arbeitsforschung werden Spezifika des Arbeitsalltags von Kurier:innen multimethodisch ethnographisch erhoben. Neben den „klassischen“ Kurier:innen, hier durch David verkörpert, kommen auch diejenigen zu Wort, die als Plattformarbeiter:innen insbesondere für globale Essenslieferdienste tätig sind.

Um 6:30 Uhr beginnt heute meine Schicht mit David. Er arbeitet als Fahrradbote für einen inhabergeführten, mittelständischen Kurierdienst in einer deutschen Großstadt. David ist 38 Jahre alt, fest angestellt und arbeitet zwischen 20 und 30 Stunden pro Woche als Kurier. Er ist studierter Sprachwissenschaftler und hat bis vor eineinhalb Jahren hauptberuflich als Geschäftsführer einer kleinen Firma gearbeitet. Weil ihm die Büroarbeit „zu eintönig“ war, hat er sich beruflich neu orientiert und kam über eine Online-Annonce zu dem Kurierdienst. Alle Bot:innen, die hier arbeiten, sind angestellt, erhalten einen festen Stundenlohn und bekommen ihre Arbeitsmittel (Fahrräder, Kleidung, Taschen) zur Verfügung gestellt. Im zentral gelegenen Büro starten und enden Arbeitstage, hier kann zwischendurch Pause gemacht werden. Im Büro sitzt außerdem die Disponentin Jule. Sie koordiniert die Aufträge und teilt diese den Bot:innen zu. Transportiert wird im Grunde alles, was sich auf einem Fahrrad bzw. Lastenrad verstauen lässt: Gerichtsbeschlüsse, Blumensträuße, Werkzeug, Kopierpapier oder medizinische Proben. Zubereitete Mahlzeiten oder Supermarkteinkäufe sind hingegen nicht im Angebot.

Gerade eben haben wir einen Buchladen mit einer großen Lieferung versorgt, als sich Disponentin Jule via Funk meldet. „Jule

an David“ – „David hier“ – „David, Schnellschnitt am Marienspital“ – „Alles klar, bin unterwegs.“

8:07

David hat es plötzlich eilig. Er schwenkt die Hand nach links und macht mitten auf der Straße einen U-Turn. Während er das Tempo deutlich erhöht, ruft er mir nach hinten zu: „Wir haben jetzt zehn Minuten, um zum Marienspital zu kommen.“ „Zehn Minuten? Das ist doch kaum machbar“, denke ich mir, freue mich aber auf die sportliche Herausforderung. Ein Blick auf die Uhr auf meinem Fahrradcomputer: Es ist 8:07 Uhr. David fragt mich, welche Route ich wählen würde, aber noch während ich nachdenke, verrät er mir seinen Plan. Wichtig sei vor allem, Ampeln zu umfahren, denn dort verliere man die meiste Zeit. Außerdem müssen wir aufpassen, der Berufsverkehr sei noch nicht vorbei. David verlässt die Hauptstraße, schlängelt sich durch Seitengassen, die ich noch nie gesehen habe.

8:10

Ich schaue wieder auf die Uhr, wir haben noch sieben Minuten Zeit, als wir geradewegs auf eine Ampel zusteuern, die auf rot springt. Doch statt abzubremesen, fährt David nach rechts in eine kleine Gasse, dann zweimal links und wieder nach rechts, sodass wir die rote Ampel geschickt umfahren. Ein Hindernis, an dem wir uns nicht vorbeimogeln können, ist der zentrale Kreisverkehr auf halber Strecke vor unserem Ziel. Mangels sicherer Fahrrad-Infrastruktur ist der Kreisel unter Radfahrenden berüchtigt – auch ich meide ihn, wenn es irgendwie möglich ist. Heute bleibt mir nichts anderes übrig, aber wie, um mein mulmiges Gefühl zu bestätigen, wird David beim Ausfahren von einem viel zu schnellen Sportwagen geschnitten. Nur dank einer Vollbremsung passiert ihm nichts und auch die Scheibenbremsen meines Fahrrads lassen mich nicht im Stich, als ich nur knapp hinter David zum Stehen komme. Er ruft dem Autofahrer hinterher, aber mehr Zeit zum Aufregen bleibt ohnehin nicht.

8:14

Meine Uhr verrät mir, dass uns nur noch drei Minuten bleiben, mein Puls rast. Die letzten 500 Meter vor der Klinik werden für mich zur Tortur: ein Berg mit zweistelligen Steigungsprozenten liegt vor uns.

Für David scheint dies kaum eine Herausforderung zu sein, ich sehe ihn wegziehen, während ich aus dem Sattel gehe, um möglichst viel Kraft zu generieren.

8:17

Als ich völlig außer Atem oben ankomme, hat David sein Fahrrad schon auf dem Klinikgelände abgestellt und steht vor der gläsernen Drehtür. Von den zehn Minuten sind nur noch ein paar Sekunden übrig, deshalb schließe ich mein Rad nicht ab und renne David hinterher. An der Eingangspforte vorbei, in ein unscheinbar wirkendes Treppenhaus nach unten, wo wir uns plötzlich direkt vor einer OP-Schleuse befinden. Es riecht beißend nach Desinfektionsmittel. Eine OP-Schwester wartet bereits auf uns. In der Hand hält sie einen unscheinbar aussehenden Plastikumschlag, so groß wie ein Briefkuvert. Kaum wechselt die Sendung von der jungen Frau zu David, dreht sie sich auch schon wieder um. Ich bin noch immer etwas außer Atem, aber Zeit zum Durchschnaufen bleibt nicht. Denn die Gewebeprobe, die David in seiner Kuriertasche sicher verstaut hat, muss nun schnellstmöglich ins Labor gebracht werden. Den Grund ruft mir David zu, als wir mit schnellen Schritten durch die Krankenhausflure zurücklaufen: Im OP-Saal warten Ärzt:innen und Pfleger:innen auf das Untersuchungsergebnis. Erst wenn dieses vorliegt, kann die Operation fortgesetzt werden. Diese Information setzt mich wahn-sinnig unter Druck – ich möchte nicht die Verantwortung tragen, dass ein:e Patient:in meinetwegen länger unter Narkose liegen muss als nötig.

8:19

Doch mir bleibt keine Zeit, diesen Gedanken weiterzuverfolgen. David und ich stehen mittlerweile vor unseren Fahrrädern, und noch bevor ich mich orientiert habe, erläutert David bereits die Route. Es ist 8:19 Uhr. Wir haben zehn Minuten, um die Probe ins Labor zu bringen, die Zeit läuft.

Während ich beobachte, wie meine Forschungspartner:innen mit städtischen Infrastrukturen agieren, sich diese aneignen oder infrage stellen, merke ich, wie sich auch mein Bild dieser Städte verändert:

Als Kurier bekomme ich Zugang zu Orten, die für mich normalerweise verschlossen sind; ich erlange Einblicke in private Stiegenhäuser, Großraumbüros, Teeküchen von Behörden oder eben in das Innerste von Krankenhäusern. Gemütlich geht es dabei nur selten zu, Zeitdruck ist auf dem Fahrrad ein regelmäßiger Begleiter.

Körperliche Anstrengung, Wind und Wetter sowie Risiken des Straßenverkehrs ausgesetzt zu sein – dies werde im Lohn nicht angemessen berücksichtigt, so der Tenor meiner Forschungspartner:innen. Weniger einheitlich sind hingegen die Antworten darauf, weshalb sie (dennoch) als Bot:innen arbeiten: Insbesondere Essenslieferant:innen verweisen auf die finanzielle Abhängigkeit, während andere ganz bewusst einen gut bezahlten Job gegen das Kurierfahren getauscht haben.

URN: urn:nbn:at:at-vkw-195144 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-195144>